



Luftschiff 13

Leipzig, [1908]

9. Denkst Du daran ...

[urn:nbn:de:hbz:466:1-84051](#)

der schweren feldartillerie. Es ging auf den Gefallenen zu. Geradeaus, erbarmungslos. Drüber hinweg. Pferde, eisenbeschlagene Räder, drüber hinweg.

Das ganze Theater hob die Köpfe und blickte nach der Loge empor.

Zinca hatte verzweifelt, gellend aufgeschrieen.

Dann verfiel sie in einen Weinkrampf. Ehe jemand in der Finsternis begriffen hatte, was vorging, hatte sie sich niedergeworfen und schlug mit der Stirn auf die Bretter. Dazu weinte sie stöhnend, jammervoll, und zwischen ihren feinen, vors Gesicht gepreßten Händen, zwischen all den funkelnden Brillantringen quollen die Tränen hervor

9.

Denkst Du daran . . .

Als die ersten Ereignisse auf dem Kriegsschauplatz allgemein bekannt und überall Tagesgespräch waren, entwickelten sich in verschiedenen Staaten Ereignisse, die mit den Balkanwirren zwar nur in indirektem Zusammenhange standen, aber dennoch höchst bedeutungsvoll waren.

Man gebrauchte in Hinblick auf die Kämpfe häufig die Zusammenstellung „Deutsche“ und „Slaven“. Bei diesen Gegenüberstellungen hob man die nationalen Eigenheiten gerne hervor und zog daraus auf den verschiedensten Gebieten seine Schlüsse. Aber es gab Leute, welche sich durch diese Schlüsse beleidigt fühlten und die Erfolge der österreichischen Waffen als persönliche Kränkung aufnahmen. Und in Verbindung damit stand eine Erscheinung, die zwar schon früher periodisch aufgetreten war, doch nie in einer solchen Intensivität wie jetzt. Das waren die Deutschenhetzen.

An der holländischen, belgischen und französischen Grenze ist dies Wort unbekannt. Ebenso an der schweizerischen Grenze. Höchstens in Welsch-Tirol gibt es mal ein paar kleine Reibe-

reien, die aber ganz lokaler Natur sind. Anders ist es im Südosten und Osten, und von dort her kamen auch die ersten Berichte.

Zunächst kam es in Prag zu bedauerlichen Ausschreitungen. Eine große Volksmenge zog unter allerhand Demonstrationen durch die Straßen und setzte sich schließlich auf dem Wenzelsplatz fest. Das anrückende Militär wurde mit Steinen beworfen. Man löschte die Laternen und feuerte Schüsse ab. Auf dem Graben kam es zu erbitterten Kämpfen; die Polizei machte schließlich von ihrer Waffe Gebrauch. Mehrere Tote und viele Verletzte blieben auf dem Platze; es wurde, als am nächsten Tage wieder bedrohliche Ansammlungen stattfanden und alle Ermahnungen, die der Stadtrat an die Bürgerschaft richtete, nichts fruchteten, der Belagerungszustand verhängt.

In Aussig, Trautenau und Reichenberg fanden ähnliche, wenn auch geringere Ansammlungen und Zusammenstöße statt. In Brüx wurden in der deutschen Schule im tschechischen Viertel die Fenster eingeschlagen. Nun zogen die Deutschen zum tschechischen Vereinshause, und, obwohl das Gebäude gut bewacht war, schlugen sie dort einige Scheiben ein. Kavallerie zerstreute den Trupp und verhaftete drei Deutsche. Auch in Teplich kam es zu Reibereien. Da die ganze Polizei von Königshof nach Prag kommandiert war, benutzte der Pöbel diese schöne Gelegenheit, um den Deutschen die Fenster einzuhauen, das deutsche Haus zu demolieren und allerlei Gewalttätigkeiten zu verüben.

Im deutschen Reichstag hatte man diese Vorgänge zur Sprache gebracht und zugleich auf andere Zusammenstöße hingewiesen, deren Schauplatz die Weichselprovinzen, Galizien und die russischen Ostseeprovinzen waren. Anfangs war man nur sehr vorsichtig auf alle diese Dinge eingegangen, denn über Russlands wirkliche Stellung war man immer noch im Unklaren. Vielleicht spielten da hinter den politischen Kulissen Dinge, welche die breite Öffentlichkeit nicht erfuhr und auch

nie erfahren wird, — genug, man wägte seine Worte und Ausdrücke genau, wenn man vom Zarenstaat sprach.

Später wurde das allerdings anders, ganz anders. Besonders, als der russische Bär seine ausgestreckte Tatze langsam und sehr vorsichtig zurückzog. Vielleicht hatte er auch in aller Stille einen diplomatischen Hieb darüber bekommen. Dann kamen die Streitigkeiten Russlands mit England über Vertragsverletzungen in Persien und Indien, die bald in Petersburg so viel Kopfzerbrechen machten, daß man die Balkanfrage einstweilen sich selbst überließ. Russlands Versuch, sich nach seiner Wiedererstärkung als führende Macht Europas aufzuspielen, war fläglich gescheitert. Ob hinter dem Vorgehen Englands irgend ein geheimes Bündnis mit seinen germanischen Vettern stand, wie man vermutete, ist nie festgestellt worden. Dagegen wurde eine andere Tatsache von höchstem Werte für den europäischen Frieden und die geistige Entwicklung germanischer Kultur festgestellt, nämlich, daß der so oft ausgesprochene Gedanke an einen erbitterten Zusammenstoß zwischen Deutschland und England, der das drohende Gespenst des Weltkrieges heraufbeschwören sollte, reiner Unsinn war.

Es war ganz erstaunlich, mit welcher Zähigkeit dieser Gedanke immer von neuem aufgetaucht war. Jeder Gebildete mußte sich trotz aller Invasionsbücher und Weltkriegsromane doch sagen, daß allein schon das Verhalten des deutschen Herrschers England gegenüber, seine weitgehenden Zugeständnisse und seine Bemühungen, mit allen Mitteln ein freundschaftliches Verhältnis zwischen den beiden Nationen herzustellen, zu seinen Lebzeiten, wenn nicht ein ganz besonderer Umschwung eintrete, einen Krieg oder eine „Invasion“ völlig ausschloß. Man bedachte, wenn man so leichtsinnig diese Bilder heraubeschwor, kaum, welche Folgen es für das ganze Germanentum haben würde, wenn sich die beiden Mächte gegenseitig auftrieben und welches ungemeine Vergnügen ein solcher Krieg vielen anderen Mächten bereiten müßte. Man wünschte nichts sehnlicher, als daß sich die Beiden die Hälse brächen, um sich

dann ins Fäustchen zu lachen und nachher im Trüben zu fischen. Nein, wir mußten unsere Augen nach einer anderen Seite hin richten, die wir viel zu wenig beachtet hatten.

Schon in den nächsten Tagen erschienen Telegramme in den Zeitungen, die alle Politiker mit größter Überraschung erfüllten.

Ganz eigenartige Nachrichten kamen nämlich aus Deutschland, und zwar aus den Provinzen Rheinland und Westfalen. In dem großen Industriegebiet, das sich von Hamm und südlicher bis zum Rheine hinzieht, waren schon vor Jahren über eine halbe Million ausländischer Arbeiter ansässig, und es hatten sich hier so eigenartige Zustände herausgebildet, daß sie den Fremden in höchstes Erstaunen versetzten, weil so etwas in einem geordneten Staate unmöglich sei. Gelegentlich verschiedener Streiks drang über diesen seltsamen „Staat im Staat“ einiges in die Öffentlichkeit, und nicht selten brachten die Tagesblätter Nachrichten über Morde und Verbrechen, so daß man manche Ortschaften nur mit geheimem Gruseln aussprach, aber im Grunde waren die Verhältnisse da doch der größeren Öffentlichkeit unbekannt geblieben. Vielleicht wurde auch dafür gesorgt, denn die Ausländer waren als billige Arbeiter mit großen Unkosten aus allen Richtungen der Windrose importiert worden, und man wollte doch seinen Nutzen davon haben.

Wenn jemand erzählen würde, daß in einem Straßenbahnwagen in der Nähe von Herne polnisch und italienisch, auf dem Vorderperron ungarisch und serbisch und auf dem Hinterperron kroatisch und kroatischwallachisch gesprochen wurde, wird man dies für ein Märchen halten. Und doch ist es so. Wer sich davon überzeugen will, der gehe einmal die Bahnhofstraße in Gelsenkirchen hinauf, — die „Straße der Nationen“, wie sie ein Spötter nannte. Es gibt Straßen genug, in denen man nur polnische Firmenschilder sieht oder solche, auf denen — in Deutschland! — höfliche Geschäftsleute ihre Ankündigung erst polnisch und dann deutsch setzen. Den Vermehr, daß hier polnisch und italienisch gesprochen werde, findet man überall. Es gibt sogar Geschäfte, deutsche Geschäfte in

Fülle, die in gewinnstüchtiger Kriegerei den Polen soweit entgegenkommen, daß sie an gewissen, polizeilich verbotenen Nationalfestlichkeiten ihre Auslagen weiß und rot, also in den alt-polnischen Farben dekorieren!

Alle diese Ausländer hängen eng und zähe zusammen. Sie haben ihre eigenen Lokale, ihre Vereine und ihre Zeitungen; es gab 1908 allein fünf polnische Blätter, und man sah mit unbegreiflicher, echt deutscher Gutmütigkeit zu, wie diese alles, was deutsch war, in den Schmutz zu ziehen versuchten. Sorgfältig wachte man darüber, daß nur Geschäftsleute gleicher Nationalität mit Einkäufen beeckt wurden; die Italiener und die Leute aus den Balkanstaaten, die äußerst sparsam lebten, schickten über zwei Drittel ihres Lohnes nach Hause; man bedenke, welche Summen dem deutschen Nationalvermögen auf diese Weise entgingen! Deutsche Geschäftsleute, welche „aufzumucken“ wagten, wurden einfach boykottiert, und da einzelne Ortschaften fast ausschließlich von Polen und Italienern bewohnt waren, genügte diese Maßregel, um ihnen den Ruin in Aussicht zu stellen.

In diesen internationalen Gebieten änderten sich nun alle Verhältnisse gegen früher vollständig. Namentlich litt die öffentliche Sicherheit aufs Schlimmste. Jeder, der eben die Schulbänke verlassen hatte, war im Besitze eines Revolvers und zögerte nicht viel, davon Gebrauch zu machen. Am beiüchtigsten waren die Kroaten, denen man viele Morde nachsagen konnte und deren Fertigkeit im Halsabschneiden, der so genannte „Kroatenschnitt“, anlässlich einiger Prozesse weiterhin bekannt wurde. Es kam so weit, daß sich Angehörige kroatischer Geheimbünde, die nach dem Muster der „Maffia“ und „Camorra“ organisiert waren, bei Bahnarbeiten im Rheinlande kleine Schlachten lieferten. Dann kamen die heißblütigen Italiener, die so schnell mit dem dreikantigen Stilett bei der Hand waren, aber auch für nüchtern und mäßig galten. Endlich die Polen, — von den anderen Fremdlingen, die in Lammfellhosen und gestickten Hemden umherliefen, ganz abzusehen.

Die Polen spielten nun einmal hier die tonangebende Rolle. Man erlebte das unglaubliche Schauspiel, daß diese Leute, die von den Abfällen der deutschen Fabriken und Bergwerke lebten und dafür in ihren Blättern von „deutschen Schweinen“ sprachen, die „das Anspucken nicht wert seien“, daß diese Leute noch von einer politischen Partei in Schutz genommen, als Verfolgte und Bedauernswerte hingestellt und geliebtest wurden. Wenn man wirklich zugeben wollte, daß dies Verhalten zum Teil aus Unkenntnis der Tatsachen entstammte, so zeigte sich doch hier ein solcher Mangel an nationaler Gesinnung, daß jedem Deutschen die Schamröte ins Gesicht steigen mußte. Gewiß, es ist noch nicht allzulange her, als man für Thaddäus Kosciuszko und die „edlen Polen“ schwärzte, wie man einst auch für die „edlen Griechen“ und Alexander Ypsilanti schwärzte; — denkst Du daran, mein tapfrer Lagienka . . . ? Aber um Parteiinteressen zu fördern sich zum Stiefelpuizer dieser Gesellschaft herzugeben, das war doch wohl etwas zu viel. Und nun fingen die Polen an, uns zum Danke für jene elende Kriegerei die in solchen Fällen üblichen Fußtritte zu erteilen. Wir wollten es ja nicht anders!

In den letzten Jahren hatte sich eine eigenartige Industrie entwickelt, die ausschließlich für die Bedürfnisse und den Geschmack der Ausländer arbeitete.

Den Polen sagten z. B. die deutschen Uhrketten nicht zu; sie mußten solche haben, mit denen man zur Not ein Pferd fesseln konnte, behängt mit einer Unmasse von flirrenden Glazierraten der geschmacklosesten Art. Bald gab es Fabrikanten, die derartiges unter dem gang und gäbe gewordenen Namen „Polenketten“ herstellten, wie es bald „Polenschlipse“ und „Polenringe“ gab. Vielleicht verfügten die Hersteller auch über eine gute Portion Ironie, denn es wurden von diesem Industriezweig Sachen auf den Markt gebracht, die den größten Nevermindman zum Staunen brachten und die Durchreisende nicht selten erwarben und als Kuriositäten in die Heimat mitnahmen. Ebenso war es bekannt, daß man die unglaublichesten Ladenhüter an die Polen loswerden konnte, und in

der Tat sah man Sonntags Leute mit gelben Schuhen, schwarzen Hosen, hellen Röcken und grünen Hüten, an denen mehrere Broschen prangten; Kesselwärter gingen mit grünen Glacehandschuhen zur Fabrik, und zuhause trank man Weißwein vom Fuß und goß sich Gläser voll davon in den Norden . . . Nachts zog man dann Leute anrempelnd und harmlose Spaziergänger niederschlagend, durch die Straßen, sang das Lied von jenem Lande, das noch immer nicht verloren ist, obwohl es schon lange nicht mehr existiert, und kehrte in früher Morgenstunde heim, nachdem man nicht ermangelt hatte, alle sechs Patronen des Revolvers irgendwohin abzuschießen. Irgendwohin; nach einer Laterne, einem beleuchteten Fenster, oder noch besser nach einem Spaziergänger. Am nächsten Tage konnte man dann in den Blättern lesen, die überhaupt an Montagen regelmäßig ein halbes oder ganzes Dutzend blutiger Geschichten zu melden wußten: „Der Bergmann K. wurde in letzter Nacht von einem unbekannten Täter in die Lunge geschossen . . . Der Hochofenarbeiter B. erhielt eine von unbekannter Hand abgefeuerte Kugel in die rechte Schulter . . . Der Beamte W. wurde, anscheinend aus Rachsucht, überfallen und erhielt über ein Dutzend Messerstiche, zum Teil in den Kopf, denen er erlegen ist . . .“

Als die ersten Polen in den achtziger Jahren im Industriebezirke erschienen, hatten sie noch eine gewisse Bescheidenheit und Höflichkeit gezeigt; jetzt war diese einem verblüffenden Hochmuth und Dünkel gewichen, hervorgerufen durch die große Zahl, den festen Zusammenschluß, die Hetzereien der Presse, die viel zu rücksichtsvolle Behandlung und jene bedauerlichen politischen Fehlgriffe. Man trug den weißen Polenadler im roten Felde als Uhrkettenanhängsel — in deutschen Fabriken hergestellt, — man schloß sich zu Turnvereinen, sogenannten Sokolbünden zusammen, in denen man sich für die kommende, große Revolution im Hantieren mit Lanzen übte, man hatte Vereine, die unter religiösem Deckmantel politische Umltriebe pflegten und die Kinder gegen die Lehrer aufhetzten, und verschwiegene Klubs, in denen man vom großen Kriegs-

schatz zu Rapperswyl und dem kommenden Zeitalter, in dem die Slaven Europa beherrschten, faselte. Kleine Kraftproben gelangen, — da ging man zu größeren über.

Schon lange hatten die polnischen, in Deutschland gedruckten Zeitungen einen Ton angeschlagen, den man nicht mehr mit dem Maßstabe messen konnte, den man sonst an Ausdrucksweise und Auffassungsart journalistischer Erzeugnisse legt. Möge es genügen, festzustellen, daß die Polenblätter unter anderem die Parole ausgaben: „Kauft nicht bei fremden.“ Und die fremden waren — die Deutschen. Ganz offen sprach man den Wunsch aus, daß jene polnische Schänke oder irgend ein polnisches Kolonialwarengeschäft das im gleichen Ort bestehende Geschäft eines „fremden“ verdrängen möge. Die gutmütigen Deutschen ließen sich dies alles bieten, und als nun noch politische Parteien den armen, bedauernswerten Polen, denen man „Land und Glauben rauben“ wollte, die Hand reichten, schwoll ihnen völlig der Kamm. Land und Glauben! Als ob sie beides jemals besessen hätten! Aus der Leibeigenschaft und dem Knuttenregiment hatte sie der Preuße erlöst, Straßen gebaut, die schmutzigen, von Ungeziefer wimmelnden Dörfer zu erträglichen Wohnplätzen umgestaltet, dem Lande durch die Erschließung überhaupt Wert verliehen und seine Einwohner „zu Menschen gemacht“. Denn daß sie ihre Hezblätter überhaupt lesen konnten, verdankten sie doch nur den preußischen Schulen. Und der Glaube? Man ging zur Kirche wie zum Theater und hatte seine Freude an buntem Schaugepränge, dessen Sinn man gar nicht verstand. Während die Polen im Grunde ihres Herzens zur äußersten Linken hineigten, zeigten sie sich besonders kirchlich, um Anschluß zu haben, zu opponieren und Sonntags ihre gelben Schuhe und grünen Hüte zu zeigen. Von einem tiefen Erfassen religiöser Ideen war gar keine Rede; einige unklare Vorstellungen und gewohnheitsmäßiges Geplapper, das war alles.

Unter diesen Zuständen überraschte es weiter nicht, als im September 1912 zwei Bergarbeiter verhaftet wurden, aus deren beschlagnahmten Papieren sich ergab, daß sie hier eine

Art Fürstentum „Neu-Polen“ gründen wollten. Während die Zeitungsleser am Geisteszustande der Beiden zweifelten und die Diagnose auf Größenwahn gepaart mit Stumpfsinn stellten, überraschte das, wie gesagt, Kenner der Verhältnisse nicht. Denn irgend ein Ziel, irgend einen Plan mußten doch die Polen hier schließlich haben, und ihr Ziel zeigte sich schon darin, wie sorgsam sie in den von ihnen okkupierten Bezirken die Deutschen Mann für Mann hinausdrängten. Einige Gegendn waren vollkommen polnisch geworden, und alles wurde dort im Geiste großpolnischer Agitation geleitet; der „Staat im Staate“ war fertig und die beiden Bergleute brauchten ihn gar nicht zu gründen. Hatte es unter den Polen wirklich scharfe Denker gegeben, welche die Lage vollkommen überblickten und Maßnahme auf Maßnahme erwogen, ausführten und ausnutzten, so hätte sich auf dieser Grundlage der Polenstaat noch ganz anders entwickeln und innerlich festigen können. Aber die allzugroße Begeisterung, die in Rechthaberei, Kraftehlsucht und persönlichen Angriffen ausartete, schob immer neue Riegel vor, — wie es ja auch im alten polnischen Reichstage gewesen sein soll.

Anläßlich der Balkanwirren hatte Russland plötzlich den Polen gegenüber eine Politik eingeschlagen, die von seinen sonstigen Geflogenheiten überraschend abwich. Der Zarenstaat war auch auf einmal die Liebe selbst gegen seine armen, polnischen Kinder; die Polen bekamen so viel Süßes und Schmeichelhaftes zu hören, daß sie anfangs ihren Ohren nicht trauen wollten, dann aber um so bereitwilliger lauschten. Russland versprach ihnen öffentlich so viel, so unendlich viel Gutes, — im Geheimen vielleicht noch mehr. Schade, daß diese dummen Deutschen Russland daran verhinderten, seine polnischen Kinderchen ans treue Herz zu drücken und ihnen ihr altes Königreich an der brausenden Wilicza wieder aufzurichten, — schade. Aber vielleicht . . . wer weiß? Vielleicht kommt es doch noch dazu. Es können ja Ereignisse eintreten . . . Ereignisse, von denen man vorläufig nicht reden darf. Und schließlich: ob Russen, ob Polen, wir sind ja alle eines

Stammes, und wenn es einmal losgeht — man kann ja nie wissen! — gehören wir zusammen! Denn von den Deutschen könnt ihr nichts erwarten, aber von uns.

Damals wurde viel russisch gesprochen, viel Wodki getrunken und viel debattiert. Die polnischen Zeitungen brachten viele militärwissenschaftliche Artikel und Schilderungen des alten Königreiches, und als man schließlich einen Redakteur, einen früheren Bäckergesellen, verhaftete, fanden sich unter seinen Papieren allerlei ganz merkwürdige Dinge. An der belgischen Grenzstation Herbesthal wurden viele, viele Kisten zurückgewiesen, die Selbstladergewehre und Automatpistolen von der „Société anonyme de Liège“ enthielten. Kurze Zeit darauf wies der Regierungspräsident die Polizeibehörden an, festzustellen, woher die vielen modernen Repetierwaffen stammten, die man bei Schießfären konfisziert habe. Ein paar Tage später, gerade, als im Reichstage sich ein Abgeordneter beschwerte, man behindere die religiösen polnischen Vereine und sei sogar in das Lokal einer frommen Bruderschaft eingedrungen, um verbotene Schriften und Waffen zu suchen, brach es los. Es sei gleich gesagt: Die ganze Bewegung wurde so ungeschickt wie nur eben möglich ins Werk gesetzt und war daher völlig wirkungslos. Die Bombe platze eben viel zu früh, und ingrimmig ballte man im Osten die Fäuste. Ja, es waren und blieben eben Polen, mit deren Eitelkeit, Schwatzhaftigkeit und Sucht, sich in den Vordergrund zu drängen, man viel zu wenig gerechnet hatte. Polen, für die trotz ihres übertriebenen Nationalbewußtseins das Ganze doch nur ein lärmender Akt aus einem Ausstattungsstück war, bei dem es viel zu schreien, schießen und trinken gab. Nehmen wir die betreffende Zeitungsnotiz zur Hand:

„Bochum, den 21. Oktober 1913. Ueber die wüsten Szenen, deren Schauplatz die Zentral-Halle zu Herne war, werden uns folgende Einzelheiten berichtet. Gegen acht Uhr hielt der Agent Stanislaus Dziwolinsky seinen angekündigten Vortrag, in dem er verlangte, daß in den Orten mit rein oder überwiegend polnischer Bevölkerung

im Geschichtsunterrichte auch die polnische Geschichte zu Worte käme und auch polnische Lieder eingeübt werden sollten. Seine Ansprache enthielt dazu die üblichen persönlichen Beschimpfungen einiger Polenfeinde. In der Versammlung befand sich auch — trotz vorhergehender Warnungen — der liberale Abgeordnete Dr. W. aus Berlin, der eigens nach Herne gereist war, um die im Reichstage so oft vorgebrachten Klagen über die Bedrückung der Polen an Ort und Stelle zu studieren. Als die Rede zu Ende war, beging Dr. W. die große Unvorsichtigkeit, die sich nur durch sein bekanntes, lebhafte Temperament entschuldigen läßt, sich zu Worte zu melden, die Phrasen des Agenten unter stets steigendem Murren zu widerlegen und auf das Unsinnige der ganzen Bestrebungen hinzuweisen. Vielleicht wäre sein rhetorisches Experiment immer noch gut abgelaufen, wenn er nicht zum Schluß die Worte gebraucht hätte: „Ich verstehe nicht, weshalb immer von „Polen“ geredet wird! Meine Herren, wir sind doch alle preußische und deutsche Staatsbürger, und wenn wir zu unserem Vergnügen daheim polnisch, französisch oder plattdeutsch reden, so ist das unsere Sache. So wenig wie es einen Staat Polen gibt, kann man von Polen reden, höchstens von polnisch sprechenden Preußen. In Preußen gibt es eben Preußen und in Deutschland Deutsche; Polen, meine Herren, gibt es überhaupt nicht mehr!“ Kaum waren diese Worte ausgesprochen, als sich ein rasend gewordener Menschenhaufen des Redners bemächtigte, ihn von der Tribüne zerrte und mit allen möglichen Gegenständen auf ihn einschlug. Außerdem wurden zwei Männer und eine Frau durch Revolverschüsse verwundet. Verhaftet wurden gegen zwanzig Personen; die Leiche des Dr. W. wurde polizeilich beschlagnahmt und nach dem Schauhause zur Obduktion geschafft.“

Inzwischen hatten Volksmassen die Inhaftierten befreit und die Polizei war überall auf erbitterten Widerstand gestoßen. Die Gendarmen wurden mit Ziegelsteinen und Kugeln

empfangen und mußten weichen. Von Wesel aus wurde telegraphisch Militär herbeigerufen, das schließlich mit dem Bayonettsäbeln die Straßen säuberte.

Eine unerklärliche, unverständliche Bewegung brach da plötzlich los. Auf den Schachtürmen einiger Zechen erschienen weiß-rote Polenfahnen; in jedem Dörfchen, in jeder Arbeiterkolonie knallte es. Alle Zechen und Fabriken ruhten. Männer, den berühmten, dicken „Streifknüppel“ mit dem roten Bändchen schwingend, freischende, aufheizende Weiber mit bunten Kopftüchern, junge Burschen mit hohem Kragen und steifem Filzhut, im Mundwinkel die Zigarette und in der Hand die Automatpistole, erfüllten die Straßen. Polenlieder und die Arbeitermarschallaise flangten durcheinander. Verhaftete man jemand und fragte ihn, was er eigentlich gewollt habe, so wußte er es nicht. Er habe sich nach den Anderen gerichtet, gemeint, das müsse so sein. Es sei ihm gesagt, es ginge los. Was ginge los? Das wußte keiner; „es“ ging eben los. „Es“, — das war: nicht arbeiten, Straßenlärm machen, auf die Polizei schießen und einmal zeigen, was für ein tüchtiger Kerl man war. Und wenn „es“ losging, dann mußte man eben dabei sein.

An einigen Stellen ereigneten sich ernstere Vorfälle. Der Nord-Express wäre um ein Haar entgleist, weil die Schienen aufgerissen waren; hier und da schloß man die Ventile einiger Kessel und ließ sie platzen, beschädigte Maschinen mit Thermit oder füllte Sand in die Ölbehälter. Da oder dort gab es kleine Explosionen, Beraubungen von Dynamitdepots, durchschnittenen Telegraphendrähte; einmal platzen sogar reguläre Bomben. Und Wunder über Wunder: bei einem Straßenkampfe in der Gegend von Essen wurden zwei Maschinengewehre ins Feuer gebracht, die so gut wie nichts ausrichteten und von denen eins während des Feuerns umfiel, weil es zehn Mann zugleich bedienen wollten.

Dem energischen Vorgehen des herbeigeholten Militärs war es zu danken, daß die Bewegung so rasch und gründlich verschwand, daß ihr Ausgang nach den

großen Vorbereitungen ein wahrhaft flaglicher zu nennen war. Neuerst scharfe Gefängnisstrafen wurden in Masse verhängt. Auf Schritt und Tritt begegnete man Gefangenentransporten.

Der angerichtete Schaden betrug viele Millionen, wozu noch der Ausfall durch die Betriebsstörungen kam. Über das Resultat der umfangreichen Untersuchungen bewahrte man strenges Schweigen; — die russischen Blätter schimpften wacker auf die Polen und erwiesen Deutschland viel Ehre. Selbstverständlich wurde dies alles Grund zu umfassenden Erörterungen im Reichstage, und die frühere Milde gegen die armen Polen schlug jetzt in das Gegenteil um. Als ein Vertreter der Partei der Polenfreunde jetzt noch gute Worte für seine Schützlinge einlegen wollte, gingen seine eigenen Parteigenossen, mit denen er sich wohl nicht genügend geeinigt hatte, gegen ihn vor, sich geschickt der veränderten Strömung anpassend.

Mit einem Zaubertrank verschwanden die polnischen Firmenschilder und die Inschriften in gleicher Sprache. Wenigstens . . . in vielen Straßen. Es blieben immer noch genug übrig. Zwar gingen viele Scharen der Ausländer nach Ost und West, aber . . . die Bergwerke mußten doch Arbeiter haben, haben, und die Deutschen waren so unbequem. Nach und nach verloren die strengsten Polizeiverordnungen und Versammlungsgesetze ihre Schärfe, langsam ging die Uhrkettenindustrie wieder in die Höhe, und als noch eine kleine Reihe von Jahren verflossen war, beschwerte sich wieder jemand schüchtern und dann energischer im Reichstage, daß man den Polen wieder „Land und Glauben“ nehme und warnte die Regierung im Hinweis auf die Ereignisse des Jahres 1913, die Sache auf die Spitze zu treiben . . .

10.

Ein Todessprung.

Wer jemals Gelegenheit hatte, ein Römerlager zu sehen, etwa die Saalburg, oder die westfälischen Lager von Haltern